



**CHRISTINE
LEUNENS**

ROMAN

**AMBERS
GEHEIMNIS**

EUROPA

Leseprobe

EUROPA

CHRISTINE LEUNENS

ROMAN

AMBERS GEHEIMNIS

Aus dem Englischen von
Andrea von Struwe und Petra Post

EUROPA

Für meine Söhne

POINT OF SAFE RETURN

3. Januar 1991

Es gab keine Fenster. Keine Sicht auf die Eislandschaft, die wir bald erreichen sollten. Nicht in einer RNZAF LC-130 Hercules, einem Militärtransporter. Es gab auch keinen Teppichboden, keine Kissen und keine Schalldämmung. Wir, das heißt, unser sechsköpfiges Filmteam, saßen einer Reihe von Wissenschaftlern und Militärangehörigen gegenüber. Unsere Sitze bestanden nur aus einem Geflecht aus Gurten, die verhinderten, dass wir nicht mit dem Hintern auf dem harten Boden aufschlugen. Ich war nicht der Einzige, dessen Magen mich zu einem gewissen Örtchen im hinteren Teil des Flugzeugs trieb. Jedes Mal, wenn sich einer von uns übergeben musste, kam es zu einer Art Kettenreaktion. »Trotzdem, lieber fliegen als laufen«, rief einer der Soldaten seinem Nebenmann zu. »Aber nur fast!«, war die Antwort.

Ohne Vorwarnung gerieten wir in weitere Turbulenzen, und ausgerechnet in diesem Moment verkündete der Pilot, dass wir den PSR erreicht hatten. Bertrand, der links neben mir saß, rief, dass das »Point of Safe Return« bedeutete. Wenn wir diesen Punkt überschritten hätten, brüllte er mir ins Ohr, müssten wir bei schlechtem Wetter entweder notlanden oder wir würden in der Antarktis abstürzen, weil wir nicht mehr genug Treibstoff für den Rückflug hätten. Und falls die Landung bei der McMurdo-Station zu riskant wäre,

fügte er aufgeregt wie ein kleiner Junge hinzu, müssten wir entweder zum Südpol weiterfliegen und hoffen, dort eine geeignete Piste zu finden, oder blind auf dem Eis landen.

Mit seiner roten Mähne, die von einer »BeaverTails«-Werbe-
kappe gebändigt wurde, seinem zotteligen Bart, der offenbar nicht zu bändigen war, und seiner sowohl von der Kälte als auch vom Alkohol geröteten Nase hätte man Bertrand eher für die rechte Hand des Weihnachtsmanns halten können als für den begnadeten Filmmacher, mit dem ich schon lange befreundet war. Dank einer Laune der Natur glich sein Grinsen einem Zähnefletschen, und die buschigen Brauen verstärkten noch den grimmigen Gesichtsausdruck.

Trotz des Lärms der Turboprop-Triebwerke waren einige der Männer eingekickt. Ich konnte allerdings kein Auge zutun. Mir gingen zu viele Gedanken durch den Kopf. Was war, wenn mir etwas zustieß, bevor ich die Wahrheit zu Papier bringen konnte? Wie den Passagieren bei dem tragischen Rundflug über der Antarktis 1979. Denn normalerweise kehrten solche Rundflüge noch am selben Tag wieder nach Auckland zurück, ohne je in der Antarktis zu landen. »Rundflüge ins Nichts« wurden sie genannt.

Wir landeten auf dem Blue Ice Runway. Als ich auf die Frachtrampe hinaustrat und die unendliche weiße Landschaft ringsum sah, schnappte ich nach Luft. Sie brannte mir buchstäblich in der Lunge. So muss es einem Neugeborenen bei seinem ersten Atemzug gehen. Und wie ein Neugeborenes bekam ich einen Klaps auf den Rücken, um den befreienden Schrei auszustoßen. Natürlich war es Bertrand. Als ich ihn ansah, hatte ich Mühe, ernst zu bleiben. Er hatte eine Waschbärmütze aufgesetzt, der gestreifte Schwanz hing an einer Seite herunter. Keine Ahnung, wie er das pelzige, angestaubte Ding durch den neuseeländischen Zoll gebracht hatte. Mit dem struppigen Bart, den buschigen Augenbrauen und dem Waschbärkopf hatte er verblüffende Ähnlichkeit mit einem Yeti.

»Hier draußen gibt's nichts, wovor du Angst haben musst, Ethan.

Keine Eisbären, keine Wölfe und vor allem keine Elche!«, neckte er mich. Das mit dem Elch war eine Anspielung auf unser lebensgefährliches Abenteuer in Kanada.

»Natürlich gibt's was.« Ich konnte nicht anders, als an seinem Waschbärschwanz zu ziehen. »Mit dem Ding auf dem Kopf siehst du aus wie das fehlende Glied in der Evolutionskette!«

»Mach mal halblang«, sagte er und schlug nach meiner Hand.

Kurz darauf stießen wir zu den anderen, und Bertrand hielt uns einen kleinen Vortrag über das, was uns hier draußen erwartete. »Passt auf Schneebrücken auf. Lasst euch nicht von glatten Oberflächen täuschen. Sie könnten nur fingerdick sein. Und darunter«, er pfiß durch die Zähne, »geht's dreißig Meter in die Tiefe. Wenn ich also Stopp rufe, dann rührt ihr euch nicht von der Stelle, kapiert?«

»Falls wir bis dahin nicht schon erfroren sind«, witzelte ich, doch den hartgesottenen Quebecern um mich herum schien die Kälte nicht allzu viel anzuhaben.

Bertrand sprach ungerührt weiter. »Wir bleiben so lange hier, bis wir Ethans Filmprojekt abgeschlossen haben.« Er legte seinen Arm schwer auf meine Schultern. »Bis wir die Atmosphäre dieses Orts eingefangen haben. Und wenn wir das geschafft haben, möchte ich den Film meiner Frau Aurélie widmen, die mich und meine Leidenschaft fürs Filmen seit vierunddreißig Jahren geduldig erträgt. Also, dass mir keiner von euch irgendeinen Blödsinn macht, damit ich ihn nicht einem von euch widmen muss.«

Bertrand und ich kennen uns schon eine Ewigkeit. Ich könnte seitewise davon schwärmen, was für ein toller Mensch er ist, dass er ein Herz aus Gold hat und sich immer für die Schwachen einsetzt, dass er viel öfter lacht, als er brüllt, dass er immer das große Ganze sieht und sich um alles andere einen Dreck schert. Aber zum Glück ist er noch nicht tot, also brauche ich ihn noch nicht in den Himmel zu loben.

Dann ging es mit dem Shuttlebus, auch »Ivan the Terra« genannt, zur Scott Base, wo man uns unsere Spinde zuwies. Allerdings Spinde, die man nicht abschließen konnte, was wahrscheinlich auch nicht nötig war, denn hier käme wohl niemand auf die Idee, sich an den Sachen des anderen zu vergreifen. Nach einer Einführung in die wichtigsten Funktionen und Abläufe vor Ort – Generator, Brandschutz, Medikamente, Urin, Fäkalien, Müll, wo man ihn entsorgt und wohin er später gebracht wird (wieder nach Christchurch), und andere Dinge, die man gar nicht so genau wissen will – zeigte man uns unser Schlafquartier mit den Etagenbetten. Da ich nicht von Bertrands durchhängender Matratze erdrückt werden wollte, nahm ich die obere Koje. Dann gab es ein warmes Büfett in der Kantine. Bertrand plauderte angeregt mit dem Koch, wahrscheinlich wollte er ihm entlocken, wo die Vorratskammer war, damit er sie bei nächtlichen Heißhungerattacken plündern konnte.

Ich sitze in einem der Gemeinschaftsräume bei zwei Grad Celsius (Tendenz fallend, denn nachts wird hier die Heizung abgestellt) und habe mir ein paar Schaffelle übergehängt. Die elektrische Schreibmaschine auf meinem Schoß gibt ein wenig Wärme ab. Die anderen haben sich längst in die Falle gehauen, denn es ist schon nach zwölf, auch wenn es mir wegen der Mitternachtssonne nicht so vorkommt. Obwohl dieses Tagebuch meine Eindrücke und Erlebnisse hier in der Antarktis festhalten soll, geht es mir um viel mehr, denn das Filmprojekt, das ich mir in schlaflosen Nächten ausgedacht habe, um nicht verrückt zu werden, soll mir auch zu einer Art freiwilligem Exil verhelfen. Kurz gesagt: Ich brauchte dringend die Weite und den Abstand, um mir alles von der Seele schreiben zu können und mein Gewissen zu erleichtern. Deshalb werde ich die Ledertasche, die neben mir auf dem Boden steht, öffnen und meine Terminkalender der letzten zehn Jahre herausholen. Ich schätze, ich bin nun wirklich am Point of Safe Return angekommen. Jetzt gibt es kein Zurück mehr.



NAMBASSA

27.–29. Januar 1979

Wer nicht selbst dabei war, wird die Magie von Nambassa nicht nachvollziehen können, und wer tatsächlich dort war, wird sie nicht in Worte fassen können, ohne einen fliegenden Teppich wie einen Türvorleger aussehen zu lassen. Genau genommen war es ein Festival für Musik, Kunsthandwerk und alternative Lebensweisen auf einer Farm im Golden Valley, ein Fest des Friedens und der Liebe, zu dem Zehntausende wie nach Woodstock pilgerten – der Hippie- Traum einer ganzen Generation. Ich sehe es noch genau vor mir. Die begeisterte Menge, die mit brennenden Feuerzeugen die Little River Band anfeuerte. Coverbands, die sich an Hits von den Doors und Bob Dylan versuchten. Ein Gewusel von Menschen und Kinder, die zwischen ihren Beinen herumflitzten oder -krabbelten. Frauen, die sich unter Campingduschen abkühlten und dabei ihre nackten Körper ungeniert zur Schau stellten. Was für ein unbeschreibliches Freiheitsgefühl, fast, als würde man über dem Boden schweben. Okay, ich gebe zu, dass auch ich ein paar Mal an einem Joint gezogen habe. Der süßliche Geruch von Marihuana, der über dem ganzen Gelände lag, wirkte wie eine gigantische Aromatherapie und trug wahrscheinlich zur allgemeinen Euphorie bei.

Alles, was man sich nur vorstellen kann, wurde unter freiem Himmel angeboten: Ganzkörper- und Fußreflexzonenmassagen, wo im-

mer Platz für eine Liege war; indische Cholis, Saris und Pluderhosen an einem Stand, an einem anderen Momos, Samosas und Naanbrot, gleich daneben jede Menge Buddhafiguren ... man hätte glauben können, in Goa und nicht in der neuseeländischen Provinz zu sein.

Eigentlich hatte ich mit meiner damaligen Freundin Olivia hingehen wollen, aber daraus wurde nichts, weil meine Art von »Konzerten und Massenveranstaltungen« so gar nicht ihr Ding war. Ihr großes Idol war Barry Manilow (was einiges über ihren Musikgeschmack verrät).

An meinem zweiten Tag auf dem Festival fiel mir ein dünnes, zerbrechlich wirkendes blondes Mädchen auf, deren lange Haare bis zum Po reichten. Sie stand an einem Tisch mit »Stimmungsringen«, die in der Sonne schimmerten. Irgendwie wirkte sie nervös, und ihre Hände zitterten, als sie einen der Ringe begutachtete. Sie trug merkwürdige Klamotten, eine eng anliegende weiße Reithose und ein altmodisches weißes Herrenhemd, das voller Grasflecken war. Es schien, als hätte sie das Bedürfnis, sich jemandem mitzuteilen, und da ich zufällig in der Nähe stand, fiel ihre Wahl auf mich. »Die Flüssigkristalle reagieren auf einen, weißt du«, sagte sie. »Jede Farbe steht für eine andere Stimmung. Es gibt eine ganz Palette davon, wie bei einem Regenbogen.«

Irgendetwas stimmt nicht mit ihr, dachte ich bei mir, wenn sie einen »magischen« Gegenstand braucht, um ihre eigenen Gefühle zu deuten.

Mit einem schiefen Lächeln streifte sie den Ring über den Finger und fragte ihn: »Na, wie fühle ich mich heute? Ängstlich? Wütend?«

»Verwirrt?«, schlug ich vor, obwohl ich glaubte, dass sie einfach nur high war.

Als sie sich abwandte, sah ich ihr nach, neugierig, aber auch ein wenig besorgt. Wie sie da leicht humpelnd von einem Stand zum nächsten ging, die Arme um sich geschlungen, wirkte sie trotz all der Menschen allein und verletzlich. Dann steuerte sie, wie von irgend-

etwas magisch angezogen, auf eine Koppel zu. Ich folgte ihr in kurzer Entfernung. Sie näherte sich zwei Pferden, die träge in der Sonne standen. Sanft strich sie ihnen über die Nüstern, als suche sie Trost in der Berührung.

»Ihr wollt bestimmt diese Quälgeister loswerden, was?«, sagte sie und verscheuchte den Fliegenschwarm, der sie umkreiste. Dann drückte sie den Kopf jedes Pferdes so zärtlich an sich, dass ich mir fast wünschte, ich wäre an ihrer Stelle.

Ich trat neben sie. »Hallo! Ich heiße Ethan«, sagte ich. »Alles okay?«

Aus nächster Nähe sah ich, dass sie höchstens achtzehn oder neunzehn sein konnte. Eine natürliche Schönheit, wasserblaue, leicht schräg stehende Augen, sonnengebleichte Wimpern, eine Nase, die etwas zu viel Sonne abbekommen hatte, ein hübscher Schmollmund. Sie hatte etwas Unkompliziertes, Naturverbundenes, fast Skandinavisches an sich.

»Mal seh'n ...« Mit zusammengekniffenen Augen betrachtete sie den Stein an ihrem neuen Ring. »Hm, könnte besser sein.« Sie hielt mir die Hand hin und murmelte: »Amber«.

Ich warf einen Blick auf den Stein.

»Der ist doch schwarz und nicht bernsteinfarben«, sagte ich verblüfft.

Sie verzog das Gesicht.

»Ich bin Amber. Das ist doch mein Name.«

Oh, Mist, jetzt kapierte ich erst, dass sie mir gar nicht den Ring zeigen, sondern die Hand geben wollte.

Wir lachten, dann schwiegen wir verlegen.

»Ähm, bist du mit dem Pferd gekommen?«, fragte ich schließlich.

Sie sah an ihren Reitklamotten hinunter und verdrehte die Augen.

»Ich weiß. Hier sind 'ne Million Leute, und ich bin die Einzige, die völlig aus dem Rahmen fällt. Mein großer Bruder hat mich herge-

fahren und ist dann mit ein paar Jungs losgezogen.« Sie rieb sich mit kleinen kreisenden Bewegungen über die Schläfe. »Wir sind Hals über Kopf weg, um auf andere Gedanken zu kommen.«

»Wieso?«

»Damit er nicht umgebracht wird, weil er Piaffen und halbe Volten trainiert hat!«

Ich muss ziemlich dumm aus der Wäsche geguckt haben, denn sie streckte die Hände vor, als hielte sie Zügel in der Hand. »Daniel ist Dressurreiter, und mein Dad züchtet Pferde. Daddy findet Dressurreiten bei einem Jungen genauso schlimm wie Ballett.«

»Vielleicht sind ja unsere Väter zufällig miteinander verwandt. Meiner denkt nämlich, dass nur Mädchen lange Haare haben dürfen.«

Sie biss sich auf die Lippe. »Das Pferd hat sich beim Training das Bein gebrochen. Es musste getötet werden.«

Wir gingen langsam weiter auf der Suche nach einem etwas ruhigeren Ort. Schließlich erreichten wir eine Stelle, wo sich die Bucht öffnete und wir einen weiten Blick auf das türkisblaue Meer hatten, das im Sonnenlicht silbrig wie ein Kettenhemd glitzerte; ein salziger Geruch wehte uns entgegen. Dort schlugen wir unser Lager auf. Bis zum folgenden Nachmittag teilte ich alles mit ihr, was ich hatte: Käse-Scones, Rosinenbrötchen, ein paar Dosen Gingerbeer, meine Isomatte und meinen Schlafsack, den ich bei Einbruch der Dunkelheit über uns breitete, um uns vor den Moskitos zu schützen. Und sie wiederum gab mir von ihrem Lippenbalsam, zeigte mir die Sternbilder am Nachthimmel und weihte mich in ihre Zukunftspläne ein, erzählte, dass sie das Meeresleben schützen, Tiere retten und die Welt vor dem Untergang bewahren wolle. Abgesehen von einem morgendlichen Bad im Meer in Unterwäsche redeten wir ununterbrochen. Na ja, anfangs redete sie ununterbrochen, während ich nur zuhörte.

»Pferde sind stark und robust, aber ein falscher Schritt, und ihre Knochen zerbrechen wie Glas«, erklärte sie mir. »So ein Pferd kostet so viel wie ein ganzes Haus. Daddy konnte ihn nicht mal als Zucht-

hengst behalten, weil der Beinknochen bei einem Pferd regelrecht zersplittert und nicht mehr zusammenwächst. Der Arme hätte viel zu sehr gelitten. Daddy hat ihn über alles geliebt. Als Fohlen ist er so viel herumgesprungen, dass er ihm den Spitznamen Popcorn gab.«

Sie erzählte mir, dass ihr Vater schon sein Gewehr auf Popcorn gerichtet, es dann aber wieder beiseitegelegt hatte, dass er auf und ab gegangen war und verzweifelt nach einer anderen Lösung gesucht hatte. Aber es gab leider keine. Also nahm sie selbst sein Gewehr. Erst beim schrillen Wiehern des Pferdes, das ihr durch Mark und Bein ging, begriff sie, dass sie wirklich abgedrückt hatte.

Ich bezweifle, dass sie später noch wusste, was sie mir – offenbar noch unter Schock – geschildert hatte, denn als ich sie ein paar Wochen später darauf ansprach, präsentierte sie mir eine völlig andere Geschichte. Diesmal schickte ihr Vater sie ins Haus und erschoss Popcorn aus nächster Nähe, sodass Daniel mit Blut vollgespritzt wurde. Wollte sie plötzlich nicht mehr wahrhaben, dass sie eine so kaltblütige, wenn auch notwendige Tat begangen hatte? Oder war das die Version, die sie aller Welt erzählte, während die andere dem »besonderen Mann« in ihrem Leben vorbehalten blieb?

Die Zeit verging wie im Flug, und als sich das Licht änderte, konnte ich feine salzige Tränenspuren auf ihren Wangen erkennen. Die Wellen leckten über den Strand, und leise, wie fernes Donnerrollen, wehte die Musik herüber. Eine tiefe Ruhe erfüllte uns. Ihre wasserblauen Augen erinnerten mich an einen heißen Sommertag, wenn die Luft flirrt und flimmert. Der Moment war perfekt. Ich hätte sie küssen können, küssen sollen, denn sie sah mir tief in die Augen, und ich spürte, dass sie es wollte. Warum ich es trotzdem nicht tat, ist schwer zu erklären. Vermutlich, weil sie einen so verlorenen, verwundbaren Eindruck auf mich machte. Außerdem wollte ich nicht, dass sie irgendwann erfuhr, dass ich eine Freundin hatte, und sich hintergangen fühlte. Ich wollte es von Anfang an richtig angehen und keine Spielchen spielen.



ALBERTON HOUSE

30. Januar 1979

Damals gab es in den Bussen noch solche Metallkästen, in die man einfach das Fahrgeld warf. Wahrscheinlich war es meine Schuld, dass sie irgendwann abgeschafft wurden, weil ich, wenn ich gerade keine passende Münze dabei hatte, so einen kleinen flachen Metallring aus Dads Werkzeugkasten hineinwarf und mir einredete, dass das vom Wert her schon irgendwie hinkäme.

Als ich bei Olivia einlief und sah, dass der alte Jeep nicht mehr vor dem Haus stand, wusste ich, dass ihre Eltern schon auf dem Weg zur Arbeit waren. Augen zu und durch, sagte ich mir. Trennungen sind eine nervenaufreibende, unappetitliche Angelegenheit, so lästig wie der Versuch, sich einen Kaugummi von der Schuhsohle zu kratzen. Sagen wir mal so: Es hat einfach nicht funktioniert mit uns.

In den darauffolgenden Wochen rief ich Amber so oft an, wie es noch einigermaßen vertretbar war. Unser erstes Telefonat hatte etwas Surreales an sich, denn ich meinte, im Hintergrund ein Pferd wiehern zu hören. Als ich sie fragte: »Wiehert da ein Pferd bei dir?« und sie prompt zurückfragte: »Hupt da ein Auto bei dir?«, kriegten wir uns nicht mehr ein vor Lachen. Keine Ahnung, warum. Vielleicht weil wir so euphorisch waren. Unsere Telefonate versetzten mich jedes Mal in Hochstimmung. Manchmal sagte sie Sachen, über die ich noch Stunden später lachen musste. Ungefähr eine Woche nach

dem Festival erzählte sie mir zum Beispiel, dass sie am Nachmittag Feuerholz gestapelt hatte, als sie zwei Zeugen Jehovas die Auffahrt heraufkommen sah. Sie erkannte den Mann und die Frau von ihrem letzten Besuch ein paar Monate zuvor wieder. Schnell kauerte sie sich hinter einen Holzstapel und war heilfroh, dass die beiden sie nicht gesehen hatten ... aber dann standen sie plötzlich vor ihr und starrten mit großen Augen auf sie herunter. Der Mann griff sich einen Holzscheit und deklamierte salbungsvoll: »Versteck dich nicht vor dem Angesicht Gottes, des Herrn, zwischen den Bäumen des Gartens!« In der Woche darauf brachte ich sie genauso zum Lachen, als ich ihr von einem Filmprojekt am Auckland Technical Institute erzählte. Wir sollten einen Schwarz-Weiß-Film über das Meer drehen. Als ich mir hinterher das Rohmaterial ansah, tanzte da ein nerviger Kratzer durchs Bild, der sich bei näherem Hinsehen allerdings als ein Haar von mir entpuppte, das der Wind vor die Kameralinse geweht hatte. Aber ich kam tatsächlich damit durch, weil ich dem Dozenten gegenüber behauptete, dass ich mit diesem Kunstgriff den fragilen Charakter der Realität und damit auch die Flüchtigkeit unseres Lebens darstellen wollte.

Wir hatten zu Hause ein Wandtelefon, das unter der Treppe im Wohnzimmer hing. Selbst wenn die Sechs-Uhr-Nachrichten im Fernsehen liefen, gab es für meine Eltern nichts Spannenderes, als das Neueste über die »Neue« zu erfahren. Und deshalb spitzten sie jedes Mal die Ohren, wenn ich mit Amber telefonierte, auch wenn es manchmal nur um so alberne Sachen ging wie die Frage, ob unsere Sternzeichen miteinander harmonierten. Sie war Fisch und ich Wassermann. Sie war nur drei Tage vor mir geboren, allerdings drei Jahre später, nämlich am 17. Februar 1961. Sie würde also in ein paar Wochen achtzehn werden, was meine Eltern offenbar brennend interessierte. Damals kriegte es jeder mit, wenn ich sie anrief, denn das winzige Kaff, in dem sie wohnte, hatte eine irrwitzig lange Vorwahl: 01727. Die eigentliche Telefonnummer bestand zwar nur aus vier

Ziffern, endete aber mit zwei Einsen, sodass man die Nummer am kurzen Wählgeräusch sofort erkannte. Meine kleine Schwester Victoria sah es als ihre Pflicht an, mich heimlich zu belauschen, indem sie am Apparat in der Küche mithörte. Es war wie Watergate direkt bei uns zu Hause. Meine Mutter ließ ihr das einfach so durchgehen – vermutlich, weil die kleine Schnüfflerin alles ausplauderte.

Einmal fragte ich Amber, ob ich und mein bester Freund Ben sie sonntags mal besuchen könnten. Meine Wahl war auf Ben gefallen, weil er einen 1969er Suzuki Fronte fuhr, der für die Strecke noch gut genug in Schuss war, aber schäbig genug, um mich, der ich keinen fahrbaren Untersatz besaß, nicht wie einen Loser aussehen zu lassen. Außerdem hatte Ben ein markantes Kinn, das wegen der tiefen Kerbe in der Mitte an einen winzigen Kinderpo erinnerte. Falls also Ambers Mutterinstinkt nicht extrem ausgeprägt war, konnte er mir nicht gefährlich werden. Aber Amber hatte »leider« keine Zeit, weil sie mit ihrem Dad zu einer Pferdemesse in Fielding fahren musste, um ein paar »Vatertiere« vorzuführen (das waren, wie sie mir erklärte, heiß begehrte Traberhengste, die »Muttertiere« deckten). Am Wochenende darauf hatte sie »leider« wieder keine Zeit, weil ihre Großmutter ihren siebzigsten Geburtstag feierte. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass ihre Familie unseren Kontakt missbilligte, denn obwohl Amber sich über meine Anrufe wirklich freute, kam es immer wieder vor, dass sie unsere Telefonate mit einem »Ich muss jetzt Schluss machen!« oder »Wir sprechen ein andermal weiter« abrupt beendete und den Hörer aufknallte, als wäre ihr Vater plötzlich aufgetaucht.

Ein paar Tage später verzog ich mich abends in eine Telefonzelle, um ungestört reden zu können. Schon beim ersten Klingeln ging Amber dran, und ich säuselte was davon, dass ich nur ihre Stimme hören wollte.

»Nein, junger Mann«, sagte die Stimme. »Ich bin Ambers Mutter.« Mir stockte der Atem. Wie peinlich!

»Oh, Entschuldigung«, stammelte ich. »Dann sind Sie Mrs ...«
Erst da wurde mir bewusst, dass ich Ambers Nachnamen gar nicht kannte. Für mich war sie einfach »Amber«, genauso wie »Cher« eben Cher war.

»Deering«, half mir Ambers Mutter auf die Sprünge.

»Könnte ich vielleicht Amber sprechen, ähm, Mrs Deering?«

»Sie bringt den Pferden gerade Wasser. Aber sie dürfte jeden Moment zurück sein.«

In den nächsten Minuten schmolz mein Münzvorrat dahin wie Butter in der Sonne. Der einzige Mensch, der sich hin und wieder zu Wort meldete, war ein neugieriger Nachbar (da draußen, wo Amber wohnte, gab es noch Gemeinschaftsanschlüsse), aber ich wollte nicht so unhöflich sein und einfach auflegen. Ich konnte das metallische Klimpern der fallenden Münzen hören, mit denen ich den gierigen Schlund des Telefons fütterte. Als der Apparat das letzte Geldstück, mitsamt meinen Hoffnungen, schluckte, hatte sich das Auflegen von selbst erledigt.

10. März 1979

Da man in Auckland immer mit Staus rechnen musste, kam ich aus lauter Angst, mich eine halbe Stunde zu verspäten, eine halbe Stunde zu früh. Dad hatte mir netterweise seinen Lieferwagen geliehen. Ich parkte in sicherer Entfernung von der angegebenen Adresse, weil mir das Logo – ein alberner Blitz – und der ziemlich übertriebene Slogan: »Kein Auftrag ist zu groß oder zu klein für uns!« peinlich waren. Manche Aufträge waren nämlich durchaus eine Nummer zu groß und zu gefährlich für Dad, aber keiner war zu klein, um ihn nicht doch anzunehmen. Genauso peinlich wäre es mir gewesen, in meinem piekfeinen neuen Anzug aus einem Lieferwagen zu steigen. Jeder hätte gedacht, der Anzug wäre geklaut und der Wagen stammte von einer Zwangsversteigerung.

Als Amber mich zu dem »Wohltätigkeitsdinner« in der Mount

Albert Road 100 einlud, hatte sie nicht erwähnt, dass es sich dabei um Alberton House handelte, das zweigeschossige weiße Herrenhaus mit den protzigen Ecktürmen. Bis dahin war ich immer davon ausgegangen, dass wir uns auf der Farm ihrer Eltern treffen würden. (Sagte man überhaupt »Farm«, wenn dort Pferde gezüchtet wurden?) Ich wusste so gut wie gar nichts über Pferdezucht, aber ich konnte mir Amber gut vorstellen, wie sie mit zwei langen geflochtenen Zöpfen Heu oder Stroh (gab es einen Unterschied zwischen Heu und Stroh?) an die Pferde verfütterte. Obwohl das nicht meine Welt war, fand ich, dass wir einander ebenbürtig waren, wie Stadt- und Feldmaus eben. Aber als ich diese herrschaftliche Villa sah und mich daran erinnerte, wie begeistert Amber mir von »Vatertieren«, »Muttertieren« und »Dressurreiten« erzählt hatte, schoss mir durch den Kopf: »Nicht meine Liga«. Doch ich schob den Gedanken energisch beiseite. Immerhin hatte ich auch Einiges zu bieten: Ich war ein netter Kerl und würde sie wie eine Lady behandeln. Außerdem versuchte ich alles, um aus meinem Leben was zu machen. Ich musste mich wirklich nicht verstecken.

Als ich mit meinen neuen rutschigen Lacklederschuhen vorsichtig auf das Haus zuing und die ganzen aufgetakelten Leute sah, fühlte ich mich völlig fehl am Platz. Obwohl es nur nieselte, hatten viele ihre Regenschirme aufgespannt – manche bauchig wie russische Zwiebeltürme. Bei uns zu Hause hatten wir nur Schirme, die sich beim ersten Windstoß umstülpten und in Tulpen verwandelten. Als ich die sanft ansteigende Freitreppe hinaufging, deren flache Stufen an umgefallene Dominosteine erinnerten, stiegen mir penetrante Parfümdüfte in die Nase. Drinnen erwartete mich eine Art Anwesenheitsappell, nur dass man seinen Namen selbst sagen musste, um dann von einer Liste abgehakt zu werden. Die nächste Hürde waren die Empfangsdamen, die einem die Sachen abnahmen. Aber ich hatte eigentlich nichts, was sie mir abnehmen konnten, ohne dass ich mir wie beim Strip-Poker vorgekommen wäre. Anscheinend hatte Amber

die ganze Zeit ein Auge auf mich, für den Fall, dass ich beim Einlass Probleme bekäme. Wegen ihrer hochgesteckten Haare hätte ich sie beinahe nicht erkannt und wäre glatt an ihr vorbeigelaufen. Sie trug Plateausandalen, sodass ich mir trotz meiner eins achtzig neben ihr wie ein Zwerg vorkam.

Mit gespielter Empörung stemmte sie die Hände in die Hüften und blitzte mich an. »Nach nur zwei Monaten erkennst du mich nicht wieder? Ich scheine ja keinen bleibenden Eindruck hinterlassen zu haben!«

»Was ist denn mit deinem Auge passiert?«, fragte ich zurück. Trotz des graublauen Lidschattens war der Bluterguss nicht zu übersehen.

»Ach, das war meine eigene Blödheit!« Sie schlug sich lachend gegen die Stirn. »Wir haben einen ziemlich sturköpfigen Hengst, der einfach kein Traber werden will und immer wieder in Galopp verfällt. Als ich ihn gestern longiert habe, ist er plötzlich durchgedreht, hat wie wild den Kopf hin- und hergeworfen und ist aus dem Zirkel ausgebrochen.« Sie kaute an ihrem Fingernagel herum. »Er ist eben ein Freigeist. Er heißt Lullaby.«

»Lullaby? Wie Wiegenlied?«, fragte ich ungläubig. »Wäre Dynamite oder Hurricane nicht passender gewesen?«

Sie kicherte. »Es sind genau die, die Lullaby, Serenity oder Merino heißen, auf die man im Pferdesport achten muss.«

»Ich weiß nicht, ob ich mein Geld auf ein Pferd setzen würde, dessen Name wie eine Matratzenmarke klingt.«

»Aber das wäre ein fataler Fehler.« Sie lächelte verschmitzt. Dann sahen wir uns tief in die Augen, und ich spürte, dass uns ein starkes Gefühl verband. Es war wie ein Energiestrom, der zwischen uns hin- und herfloss. Durch meinen Dad wusste ich einiges über elektrische Ströme. Und diesen hätte er bestimmt als »konstant« bezeichnet.

»Wie ich sehe, hast *du* dich nicht verändert«, sagte sie, während

sie meinen Anzug in Augenschein nahm. »Jedenfalls nicht sehr«, fügte sie hinzu und verkniff sich ein Lachen.

»Nein, aber du.« Ich musterte sie von Kopf bis Fuß. Ich war nicht gerade begeistert von ihrer Aufmachung.

»Komm, wir holen uns was zu trinken. Ich fühle mich ganz nackt ohne ein Glas in der Hand«, sagte sie seufzend und ging zu einer Pyramide aus gefüllten Champusgläsern, während ich mir eine Bloody Mary nahm.

»Gymnophobie nennt man das, die Angst, nackt zu sein. Mein Kumpel Ben nimmt so was in Psychologie durch. Jede noch so abwegige Art von Angst hat ihren eigenen Namen.«

»Ich hab am meisten Angst, zu fallen. Ich träume manchmal, dass ich kopfüber eine Treppe runterfalle, und nirgendwo ist ein Geländer, nichts, woran ich mich festhalten kann. Und dann wach ich mit einem Ruck auf. Ich hab keine Angst davor, vom Pferd zu fallen, das passiert mir ständig. Aber bei der Vorstellung, von einer Mauer oder einem Felsen zu fallen, kriege ich Panik.«

»Das ist Höhenangst, nichts Ungewöhnliches. Aber richtig schräg ist zum Beispiel die Angst vor Bärten, kein Witz. Vielleicht liegt's daran, dass Männer mit Bart wie wilde Bestien aussehen können. Pogonophobie nennt man das.«

»Und was ist mit dir?« Sie stieß mit ihrem Glas an meins, die Augen zu Schlitzeln verengt. »Na, sag schon. Wovor hast du am meisten Angst?« Ihr Blick schien bis in mein Innerstes vorzudringen.

Und in diesem Moment kam ein großer eleganter Mann von vielleicht eins neunzig auf uns zu, wahrscheinlich ihr Vater. Ich dachte, ich sehe nicht richtig: Er trug tatsächlich einen Bart! Zwar grau und gestutzt, aber immerhin ein Bart. Wenn ich da mal nicht ins Fettnäpfchen getreten war. Er musterte mich interessiert und legte dann auf eine fast besitzergreifende Art den Arm um Ambers nackte Schultern; die Geste hatte etwas beinah Zärtliches, was mich stutzig machte. Und da dämmerte mir, dass dieser Mann nicht ihr Vater sein konn-

te, auch wenn er alt genug war, um ihr Vater oder gar ihr Großvater zu sein. Ich muss ein ziemlich geschocktes Gesicht gemacht haben, denn Amber zog einen Mundwinkel nach unten, als sei sie enttäuscht darüber, dass ich ihre Partnerwahl missbilligte. Na ja, immerhin hatte sie nicht vorgehabt, ihn vor mir zu verstecken. Aber warum hatte sie mich dann überhaupt eingeladen? Als Zeuge ihres selbstverschuldeten Unglücks? Als Retter in der Not? Als guten Freund?

»Stuart, das ist Ethan. Ethan, das ist Stuart«, stellte sie uns einander vor. »Ethan ist Schriftsteller«, fügte sie stolz hinzu.

»Na ja, nur so was wie ein Autor«, korrigierte ich sie. »Ich schreibe Drehbücher. Bin aber erst am Anfang. Ich studiere noch.«

Mit einer herzlichen, väterlichen Geste nahm er meine Hand in beide Hände und drückte sie, dann wandte er sich Amber zu und sagte leise: »Ich mache mir langsam Sorgen. Tanya sollte längst hier sein.« Er hatte einen unüberhörbar britischen Akzent.

»Ihre Frau?«, fragte ich.

Amber warf mir einen Halt-die-Klappe-Blick zu und sagte dann behutsam: »Tanya ist Stuarts Tochter.«

Ich nahm einen hastigen Schluck von meinem Drink und versuchte aus dem Ganzen schlau zu werden. Das passte doch alles nicht zusammen – diese Vertrautheit zwischen uns, unsere endlosen Telefonate, bei denen wir über dieselben Dinge lachten, und jetzt tauchte sie mit diesem alten Knacker auf, der wahrscheinlich an irgendeiner Eliteuni studiert hatte. Seinem Aussehen nach musste er irgendwann zwischen den Kriegen geboren sein. Und ich meine nicht Korea oder Vietnam, sondern die beiden Weltkriege!

Sie musste meine Gedanken erraten haben, denn sie wich meinem Blick aus und wirkte auf einmal matt und ausgelaugt, als quälte sie irgendetwas. Und plötzlich tat sie mir nur noch leid. Wer weiß, vielleicht litt sie unter einem Vaterkomplex.

Mittlerweile strömten alle auf die Tische zu, wo Stoffservietten zu Pfauenrädern aufgefächert waren. Mir war allerdings inzwischen

der Appetit vergangen, und das Essen – Fleisch, Kartoffelbrei und Gemüse – reizte mich kein bisschen. Ehe ich mich's versah, fand ich mich in einer formellen Dinnerrunde wieder und versuchte vergeblich dem Small Talk um mich herum zu folgen. Hin und wieder gab ich einen einsilbigen Kommentar von mir: Ach ja. Toll! Wirklich? Oh! Meine Tischnachbarn müssen mich für einen ziemlichen Einfaltspinsel gehalten haben.

Meine Gedanken drehten sich nur um Amber und Stuart, die auf der anderen Seite des Saals saßen. Ab und zu ließ ich meinen Blick durch den Raum schweifen und sah dann wie zufällig in ihre Richtung. Da wusste ich noch nicht, dass es sich bei Stuart um Stuart Reeds von Reeds & Anderson Investors handelte, eine Firma, die jeder in Auckland von Plakatwänden kannte: zwei Alphatiere mit auffälligen Krawatten, die eine gepunktet, die andere gestreift – zwei Investmentgiganten à la King Kong und Godzilla –, und darunter ein markiger Spruch über die Bedeutung von Teamwork. Der Groschen fiel erst, als der Conférencier aufstand, um den »neuen Spendern« für ihren »außerordentlich großzügigen Beitrag zur Bewahrung unserer Umwelt« zu danken. Dabei applaudierte er Stuart, der das Ganze gelassen über sich ergehen ließ; wahrscheinlich hatte Amber ihn mitgeschleppt. Nicht lange danach irrte eine ältere Frau zwischen den Tischen umher und suchte offenbar einen Platz, bis Stuart ihr einen Stuhl holte und ihr anbot, sich zu ihnen zu setzen. Vielleicht hatte ich das Ganze doch falsch verstanden? Vielleicht war das ja Stuarts Ehefrau?

Wohl eher nicht. Denn als Stuart und Amber später am opulenten Desserttbuffet standen, sah ich, dass sie sich hinter Stuarts Rücken verstohlen an den Händen fassten. Dann reichte Stuart ihr einen Teller und gab ihr etwas von den Nachspeisen, auf die sie deutete. Man hätte meinen können, sie wäre zu klein, um sich selbst zu bedienen. Als Amber mit ihrem Dessertteller, auf dem die Götterspeise und die Pavlova in eine gefährliche Schiefelage gerieten, an ihren Tisch zu-

rückkehrte und meinen Blick auffing, winkte sie mir unauffällig mit den Fingern. Hätte sie mit dieser Bewegung über eine beschlagene Windschutzscheibe gewischt, wäre nicht mehr als ein Guckloch dabei herausgekommen. Ich rang mir ein Lächeln ab und senkte schnell den Kopf, um das Rindfleisch, die Karotten, die Erbsen und den Klecks Kartoffelbrei auf meinem Teller zu studieren – ein interessantes Stillleben. Ich würde keinen Bissen herunterkriegen.



THE GLUEPOT

Mitte März 1979

Nach dieser ersten Begegnung beim Wohltätigkeitsdinner ging mir Stuart tage- und vor allem nächtelang nicht mehr aus dem Kopf. Ich versuchte ihn mit Ambers Augen zu sehen. Sein gewandtes Auftreten, seine weltmännische Ausstrahlung, sein Geld, seine Großzügigkeit und seine Bescheidenheit. Er war zweifellos eine große Nummer – und ich platzte bald vor Neid. Außerdem sah er für sein Alter gar nicht mal so übel aus. Alles an ihm verriet einen erlesenen, wenn auch unaufdringlichen Geschmack. Er war der Inbegriff des weit gereisten Gentleman, der in den angesagten Designerboutiquen der Welt ein- und ausging. Seine eleganten Schuhe, das dezente Funkeln seiner Armbanduhr, sein perfekt sitzendes Jackett – das alles verlieh ihm etwas Distinguiertes und dürfte nicht gerade billig gewesen sein. Zugegeben, zumindest seine gute Figur hatte ihn nicht nur Geld, sondern auch jede Menge Schweiß und Willenskraft gekostet, stupides Training im Fitnessstudio, den Verzicht auf Schlemmereien und Alkohol, eine enorme Leistung, wenn man bedenkt, dass er es sich leisten konnte, praktisch alles, worauf er gerade Lust hatte, in seinen Einkaufswagen zu werfen.

Auf den ersten Blick wirkte er großmütig und selbstlos, wie der barmherzige Samariter, der mir aus meiner katholischen Schule bestens vertraut war. Er hatte graublaue, eng zusammenstehende Augen,

grau melierte Brauen, hohe Wangenknochen, volle Lippen und eine markante Nase – klassische Gesichtszüge, die mich an Melchior aus meiner Kinderbibel erinnerten, der dem Jesuskind das Gold brachte. Souverän und in sich ruhend, schien es ihn wenig zu kümmern, was andere von ihm dachten. Er war leicht gebräunt wie jemand, der sich viel im Freien aufhält, und hatte unnatürlich weiße Zähne, bei denen garantiert ein Profi nachgeholfen hatte.

Hätte sich Amber in einen Gleichaltrigen verliebt, wäre das zwar auch ein ziemlicher Schlag gewesen, aber mit der Zeit wäre ich darüber hinweggekommen. Aber dass sie einen alten Knacker mir vorzog? Ich mit meinen einundzwanzig Jahren fand ja schon meinen Vater steinalt, der im Gegensatz zu Stuart erst siebenundvierzig war. Dann kannst du dir sicher vorstellen, wie mir jemand vorkam, der bereits mit einem Bein im Grab stand. Mal ehrlich, was glaubte sie eigentlich, wie es in zehn Jahren mit ihm wäre? Dass sie sich in einer dieser sogenannten Seniorenresidenzen amüsieren und mit ihm und seinen Kumpels in schwarz-weißen Fransenschuhen über den Golfplatz spazieren würde?

Solche Gedanken mündeten oft in groteske Fantasien, beispielsweise, dass wir drei uns im Schwimmbad verabreden würden (natürlich war klar, wer auf der schnellen, der mittleren und der langsamen Bahn unterwegs wäre). Ein Blick auf meinen Waschbrettbauch und meine wohlgeformten Bizepse beim Abschlag, und sie würde mich ehrfürchtig anstarren und langsam zur Vernunft kommen. Na ja, eigentlich war ich kein Hulk. Egal. Weil ich damals am Strand meine Chance nicht genutzt hatte, fand ich es völlig okay, wenn ich mich jetzt ins Zeug legte. Allerdings bestand meine Initiative erst mal nur darin, dass ich den Finger in die Wählscheibe steckte und meinen ganzen Mut zusammennahm, um sie anzurufen.

»Hallo?« Ihre Stimme klang matt.

»Amber?« Diesmal war ich mir sicher, dass sie es war und nicht ihre Mutter.

»Ethan!« Die Erleichterung war ihr deutlich anzuhören, als hätte sie Angst gehabt, dass ich mich nie mehr melden würde, nachdem ich Samstagabend einfach abgehauen war, während sie sich auf der Tanzfläche tummelten. Stuart war eindeutig das Opfer von altmodischem Tanzstundendrill; wenn er mit seinen einstudierten Schritten zur Discomusik tanzte, gab er eine ziemlich unglückliche Figur ab. Er hielt sie an sich gepresst, als hätte er Angst, sie könnte fallen; dann wieder riss er ihren Arm hoch, und ihr Oberkörper neigte sich so weit nach hinten, dass ihr hochgeschlitztes Kleid ihre Oberschenkel entblöbte und ihr offenes Haar über den Boden wischte. Fast wäre ich während eines Hits der Brothers Gibb – die sich für mich mehr wie die Sisters Gibb anhörten – zu ihm gegangen und hätte ihm gesagt, dass er die Finger von ihr lassen soll. »More Than a Woman«, von wegen! Sie war ja fast noch ein Schulmädchen!

»Du Armer, ich hoffe, du hast dich neulich abends nicht zu sehr gelangweilt?«

»Überhaupt nicht, es war toll«, murmelte ich.

»Ich hoffe, du magst Stuart?«

»Ähm, er ist ganz okay, soweit ich das beurteilen kann, ich kenn ihn ja kaum ...« Dann, so beiläufig wie möglich, fragte ich: »Wie habt ihr zwei euch eigentlich kennengelernt?«

»Durch Tanya. Stuart hat drei erwachsene Kinder, die beiden ältesten leben in England. Fionas Mann ist ein großes Tier bei der Barings Bank. Sie haben eine kleine Tochter und bekommen bald noch ein Baby.«

»Also ist er schon Großvater«, bemerkte ich süffisant, worauf sie nur belustigt »Ich weiß!«, sagte. »Charlie, das ist der Mittlere, hat gerade bei einer noblen Anwaltskanzlei angefangen. Und Tanya ist in meinem Alter. Wir sind uns nähergekommen, als sie ihre Mum verloren hat. Hast du gewusst, dass Stuart Witwer ist?«

»Hm, nein, das hab ich nicht gewusst.« Wenigstens hatte er seine Frau nicht betrogen. »Das tut mir leid. Wann ... ist es denn passiert?«

»Vor fast einem Jahr. Sie war mit dem Auto unterwegs, in dem anderen Wagen saßen vier Typen, alle betrunken, der Fahrer kam auch ums Leben.«

»Hast du ... Stuarts Frau gekannt?«

»Tanya und Stuart haben mir so viel von ihr erzählt, dass es mir so vorkommt, als hätte ich sie gekannt«, sagte sie bewegt. »Ich hab mir auch Fotos von ihr angesehen. Fotos verraten viel über einen Menschen, vor allem die Augen. Tanya hat mich ein paarmal eingeladen, bei ihnen zu übernachten. Überall hängen noch Fotos von ihrer Mum.«

Ich malte mir aus, wie sie sich in Tanyas Zimmer aus dem Gästebett stahl, vorbei an ein paar Puppen, die stumm ins Leere starrten, dann auf Zehenspitzen den Flur entlangschlich, in Stuarts großes Ehebett schlüpfte und sich an seinen warmen, grau behaarten Körper schmiegte. Das nautische Dekor, Tagesdecke, Vorhänge, alles in Marineblau und blütenreinem Weiß ... die polierten Dielen, extra breit wie auf einem Schiff. Vielleicht drei gerahmte Seilknoten, diagonal an einer Wand. Nur er wüsste, wie sie hießen und wozu sie gut waren, wie er wahrscheinlich auch sonst alles wusste. Ein schlauer Typ eben.

»Das Lustige ist, dass Tanya Danny schon länger kennt als mich. Sie sind sich bei Dressurturnieren begegnet.« Amber klang jetzt wieder etwas heiterer.

»Danny?«

»Mein Bruder, du Dummie! Tanya glaubt, dass Danny schwul ist. Aber das glauben alle Mädchen, wenn ein Junge sich nicht Hals über Kopf in sie verliebt, oder?« Was wollte sie damit andeuten? Sie konnte doch nicht allen Ernstes annehmen, dass ich *schwul* war?

»Ich muss dir was Wichtiges sagen«, erklärte sie plötzlich todernt. »Ich vertraue dir ... ich weiß, dass du was für dich behalten kannst.«

Ich hielt den Atem an.

»Mein Bruder ist ... er ist wirklich ... schwul. Deshalb ist bei uns

zu Hause der Teufel los. Du musst wissen, dass mein Dad ziemlich konservativ ist. Er züchtet Pferde, für ihn paart sich ein männliches Tier mit einem weiblichen. Er sagt, dass es die Natur so vorgesehen hat, damit Leben entstehen kann. Für ihn hat ein Pferd vier natürliche Gangarten. Wenn man also versucht, es zum >Herumtänzeln< zu bringen, dann ist das genauso >abartig< wie Dannys Schwulsein.< Sie schnaubte.

»Mum ist davon auch nicht gerade begeistert, aber er ist nun mal ihr Liebling, und daran wird sich auch nichts ändern. Und ich, ich liebe meinen Bruder. Er ist schließlich mein Bruder, ich akzeptiere ihn so, wie er ist. Aber wenn ich auch nur erwähne, dass er nichts dafür kann, haut Dad schon mit der Faust gegen die Wand und brüllt: >Wenn er ein Pferd dazu bringen kann, sich unnatürlich zu verhalten, dann wird er es ja auch verdammt noch mal schaffen, seine widernatürlichen Triebe zu unterdrücken!< Manchmal stinkt mir das alles so, dass ich einfach nur weg will.<

»Meine Eltern sind auch nicht besser. Sie würden mich zu einer Teufelsaustreibung schicken und mich enterben, wenn ich schwul wäre. Aber nur damit du's weißt, ich bin's nicht.<

Wir schwiegen betreten. Und ich wechselte rasch das Thema: »Wann ... hat die Sache zwischen dir und Stuart ...< Ich wusste nicht, wie ich es formulieren sollte.

»Hm, schwer zu sagen. Vor vier Wochen oder so. Wir waren mit der *Santa Kathrina* unterwegs. Das ist seine Jacht, die er nach seiner Frau benannt hat.< Amber hielt inne, als wolle sie sich die Situation noch einmal in Erinnerung rufen. »Tanya war am Steuer, als uns plötzlich, wie aus heiterem Himmel, eine Riesenwelle erwischt hat. Er stützte mich und ließ mich nicht mehr los. Er hat mir tief in die Augen gesehen, und da wusste ich es. Ja, ich wusste es einfach.<

»Wie sieht Tanya das Ganze?<, fragte ich und hoffte, dass wenigstens dieses Mädchen, das ich eigentlich gar nicht kannte, stinksauer wäre.

»Erst war's ein bisschen peinlich«, sagte sie, und ihre Stimme klang nicht mehr ganz so enthusiastisch. »Tanya hat mir vorher immer gesagt, dass ihr Dad mich mag, dann hat sie mir plötzlich ohne Grund die kalte Schulter gezeigt, aber jetzt ist zwischen uns wieder alles okay. Wir haben uns geschworen, dass mein Verhältnis zu ihrem Vater nicht zwischen uns stehen wird.«

»Wissen Stuarts andere Kinder davon?« Bestimmt waren die ältere Schwester und der Bruder über diesen Skandal entrüstet, oder?

»Er war ihnen gegenüber ab-so-lut ehrlich. Stuart würde nie etwas hinter jemand's Rücken tun, das ist nicht sein Stil. Natürlich hat er sie nicht um Erlaubnis gefragt. Ich bin ja schließlich kein Kind mehr, also geht es niemand was an, wie wir unser Leben leben.« Ihre Rede klang wie auswendig gelernt. »Charlie hat es nicht so gut aufgenommen«, räumte sie ein. »Er ist nur sieben Jahre älter als ich und hat gemeint, ich wäre selbst für ihn zu jung. Obwohl er mich überhaupt nicht kennt. Als Fiona es erfahren hat, ist sie ausgerastet. Wahrscheinlich brauchen sie einfach Zeit nach dem Tod ihrer Mum, aber irgendwann werden sie sich wieder einkriegen, Stuart ist da ganz optimistisch.«

»Und deine Eltern? Ist es okay für sie, dass du mit einem Mann ausgehst, der in ihrem Alter ist?«

»Oh, er ist älter als sie. Mum ist erst dreiundvierzig und Dad zweiundfünfzig. Und Stuart, du glaubst es nicht, wird bald *achtundfünfzig!* Obwohl Dad durch die Arbeit mit den Pferden körperlich fit ist, sieht er viel älter aus als Stuart.«

An diesem Punkt begann ich an ihrer Intelligenz zu zweifeln. War ihr klar, was es bedeutete, mit einem Sechzigjährigen zusammen zu sein? Eigentlich war er ja noch in den Fünfzigern, aber auf die zwei Jahre mehr oder weniger kam's ja wohl nicht an. Jedenfalls passte er altersmäßig eher zu ihrer Mutter, wenn nicht sogar zu ihrer Großmutter. Ich hätte noch mehr Gehässiges auf Lager gehabt, aber da hörte ich das vertraute Klippern von Schlüsseln, und kurz darauf kam mei-

ne Mum herein, ganz außer Atem, weil sie eine schwere Einkaufstüte schleppte. Ich wusste, dass mich noch eine ganze Menge davon im Kofferraum erwarteten. Anschließend knallte ich Dosen mit Zuckermais, Maispüree und Maiskölbchen in die Regale der Speisekammer. Wahrscheinlich waren sie bei Wattie's im Sonderangebot und hatten Mum dazu verführt, unsere »Erdbebenvorräte« wieder aufzustocken, die sie uns regelmäßig gegen Ende des Monats vorsetzte (nicht wegen einer Naturkatastrophe, sondern aus finanzieller Notwendigkeit).

Wie konnte ein Mann auf die Freundin seiner eigenen Tochter abfahren? Wie krank war das denn? Nach dem, was Amber erzählt hatte, hatte Stuart bereits ein halbes Jahr nach dem Tod seiner Frau Interesse an ihr gezeigt. »*Nicht sein Stil.*« Dass ich nicht lache! Warum hatte er nicht die Finger von ihr gelassen? Langsam wurde ich auch wütend auf Amber. Was wollte sie sich eigentlich damit beweisen? Hielt sie sich für besonders clever? Er interessierte sich doch vor allem für ihren Körper, ihr Aussehen, ihre Jugend, warum kapierte sie das nicht?

Ich bemühte mich, die Eier etwas pfleglicher zu behandeln, und legte sie behutsam in die runden Schalen in der Kühlschrantür. Dann ging ich auf die Toilette, setzte mich auf den Klodeckel und rührte mich nicht mehr. Wie die Eier im Kühlschrank. Der einzige Ort in unserem Neunzig-Quadratmeter-Haus, wo man seine Ruhe hatte, wenn auch nur vorübergehend.

Während der nächsten wer weiß wie vielen Minuten starrte ich auf das Poster, das an die grundierte, aber immer noch ungestrichene Tür geheftet war: »Auckland, Stadt der Segler.« Welche dieser Luxusjachten gehörte wohl Stuart? Die mit der Laufbrücke? Oder die mit den Hochsprungstäben, die im hinteren Teil aufragten? Was war das überhaupt? Antennen? Ruten zum Schleppangeln? Die *Santa Kathrina* ... die er nach seiner Frau benannt hat ... wo Stuart sie vor einer Welle gerettet und ihr so tief in die Augen gesehen hatte,

dass sie es einfach »wusste«. Westhaven Marina, nichts weiter als ein protziger Bootsparkplatz, würde ich sagen. Aber wenn ich Amber alles sagte, was ich dachte – dass sie den Planeten vergessen sollte und sich stattdessen eine Ausbildung zur Altenpflegerin oder besser noch zur Krankenschwester machen sollte, damit sie ihm eines Tages das Leben retten könnte –, hätte ich endgültig meine Chancen bei ihr verspielt. Bestenfalls würde sie mich wieder mögen, von lieben konnte dann keine Rede mehr sein. Die Beziehung zu Stuart würde nicht halten – das war keine Liebe, sondern Schwärmerei. Sie wollte sich erwachsen und er sich nach dem Tod seiner Frau wieder jung fühlen. In Nullkommanix würden sich die ersten Risse zeigen. Sie würde was mit jungen Leuten unternehmen wollen (Nächte durchtanzen, sich die Köpfe heiß reden), und er würde Dinge tun wollen, die ältere Menschen eben so tun (keine Nächte durchtanzen, sich nicht die Köpfe heiß reden). Und wenn dann noch die Spannungen dazukamen, weil zwei seiner erwachsenen Kinder sie nicht akzeptierten. Bingo. Ich gab ihnen etwa einen Monat, plus/minus eine Woche.

Vom langen Sitzen tat mir der Hintern weh. Als ich aufstand, fiel mein Blick in den Spiegel, der mit einem Fragezeichen aus schlecht verwischem Fensterputzmittel verschmiert war. Ben hatte sich mal beschwert, dass die Mädchen hinter mir und nicht hinter ihm her waren, angeblich weil ich nicht schlecht aussah, mir mein »schwarzer Wuschelkopf, die verträumten blauen Augen und die helle Haut« was »Pseudokünstlerisches« und »Poetisches« gaben. Was hatte er damit gemeint? Dass ich so ein »Schönling« wie Mick Jagger am Anfang seiner Karriere wäre oder irgend so ein blauäugiges Jüngelchen? Ich zerrte das Gummiband von meinem Pferdeschwanz und riss mir dabei versehentlich ein paar Haare aus. Als ich mein Kinn vorreckte, um es markanter erscheinen zu lassen, sah ich einem Cro-Magnon-Menschen ins Gesicht. Meine Schultern waren okay, wenn sie noch breiter gewesen wären, hätte ich wie ein Preisboxer ausgesehen. Ich hatte weder eine Sekretärin noch Werbeplakate von mir und meinem

boomenden Unternehmen. Kein Boot, mit dem ich angeben konnte. Ich war alles andere als eine große Nummer.

Ich musste unbedingt mit Ben reden. Wir trafen uns im Myers Park, wo er und seine Stiefel eine ganze, mit den Initialen von Liebespaaren zerkratzte Bank einnahmen.

»Ich kann dir sagen, was sie in ihm sieht. Eine Jacht! Sie kann sie benutzen, wann immer sie will, sie und ihre Freunde«, wettete ich.
»Ihre Freunde sind alle grün.«

»Vor Neid?« Er schlug sein Lehrbuch zu; offenbar hatte ich sein Interesse geweckt.

»Nein, grün, du weißt schon. Rettet die Erde, rettet die Wale, Bäume umarmen und so weiter.«

»Das ist ganz schön großzügig von ihm.« Er nickte bedächtig.

Ich spürte seine Bewunderung für Stuart – als wäre es nicht schon schlimm genug, dass *sie* ihn anhimmelte. »Die Umwelt geht ihm doch am Arsch vorbei!«

»Woher willst du das wissen?«, fragte er mich stirnrunzelnd.

»Wie viele Finanzheinis in seinem Alter hast du je bei einem Nambassa-Festival gesehen? Er will sich doch nur bei ihr einschleimen.«

Egal, es hatte keinen Sinn, mit Ben darüber zu reden. Er kapierte Menschen einfach nicht.

April und Mai 1979

Mein Leben fühlte sich an wie eine einzige Warteschleife, und mein Studium am Auckland Technical Institute machte es auch nicht gerade besser. In jenen Monaten war ich wie besessen von Dunkelheit und Licht. Denn wir lernten, dass Beleuchtung, wenn man sie geschickt einsetzte, buchstäblich ein gutes Licht auf jemandes Charakter werfen konnte – dazu brauchte man nur richtig eingestellte Abschirmklappen und musste das Objekt leicht überbelichten. Umgekehrt konnten ein paar harte Schatten selbst die harmloseste Per-

son niederträchtig erscheinen lassen, indem man ihr eine schwarze Seele »zeichnete«. Ein Dozent demonstrierte uns, welche Rolle Licht und Schatten bei der ersten Präsidentschaftsdebatte im amerikanischen Fernsehen vor neunzehn Jahren gespielt hatten und wie dabei das Unterbewusstsein der Zuschauer manipuliert wurde. Aber das hielt mich nicht davon ab, Amber in meiner Fantasie wie einen Engel in reinem, weißem Licht erstrahlen zu lassen, während ich Stuart mit heimtückischen Schatten attackierte, bis er sich in eine Art Monster verwandelte. In diesen düsteren, schlaflosen Stunden durchlief Stuart seinen allnächtlichen Lebenszyklus – vom Lustmolch zum Perversling, zum Blutsauger, einem zahnlosen alten Mann, der sich durch junges Blut Verjüngung erhoffte.

Licht und Schatten mussten mir wirklich einen Streich gespielt haben, denn als ich Stuart das nächste Mal traf, stellte ich überrascht fest, dass er nicht annähernd so übel war wie das Bild, das ich mir in der Dunkelkammer meines Geists von ihm gemacht hatte. Natürlich war er kein junger Mann mehr, aber er lag auch nicht in den letzten Zügen. Er hatte weder einen Buckel noch gierige Klauen. Zugegeben, seine Zähne waren ziemlich weiß für jemanden in seinem Alter, aber es waren keine fluoreszierenden Vampirzähne wie in der Disco, wenn man unter einer Spiegelkugel steht und dumm genug ist zu lächeln. Tatsächlich konnte ich, als ich ihn in natura sah, nicht fassen, wie menschlich er war.

In jenen dämmrigen Stunden hatte ich Amber zum Daumen lutschenden, Haare zwirbelnden Teenie reduziert, sodass mir sein Interesse an ihr umso obszöner vorkam. Wieder einmal belehrten mich meine Augen eines Besseren. Natürlich war sie eine Frau und kein kleines Mädchen, das auf der Schaukel die Beine in die Luft warf. Und auch wenn sie sich mir gegenüber manchmal albern benahm, war sie immerhin schon volljährig. Erwachsen also. Und selbst wenn es moralisch vielleicht verwerflich war, gab es rechtlich gesehen nichts gegen ihre Beziehung mit Stuart einzuwenden. Das begriff ich plötz-

lich im Gluepot, einer Kneipe nur einen Katzensprung von unserem Haus in Ponsonby entfernt. Aber das war nicht der Hauptgrund, warum ich sie für unser Treffen ausgesucht hatte. Ich hatte mir dort erhofft: 1. Rockige Livemusik, Zigarettenqualm, Menschen in schwarzen Lederklamotten, die Bier aus Krügen tranken ... dann würde die Tür aufschwingen, Stuart käme im Anzug herein, Aktenkoffer in der Hand, und alles wäre totenstill, wie wenn ein Fremder in einem Western einen Saloon betritt. 2. Mehr noch hoffte ich, dass Ambers Alter ihr einen Strich durch die Rechnung machen würde. Das Wahlrecht war zwar auf achtzehn heruntersgesetzt worden, aber Alkohol durfte man erst ab zwanzig trinken; also plante ich, ihnen unter die Nase reiben zu können, dass sie überhaupt nicht zueinander passten. Gemein und kleinlich, ich weiß, aber wie heißt es so schön: »In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt.«

Dämpfer Nummer 1: Die Tür ging ständig auf und zu, während ich wartete, mich an meinem Bier festhielt und so tat, als reichte mir meine eigene Gesellschaft. Dämpfer Nummer 2: Fast eine halbe Stunde zu spät betraten die beiden Turteltauben Arm in Arm das Lokal und lachten darüber, dass man Amber anstandslos reingelassen hatte, weil man sie offenbar für Stuarts Tochter hielt! (Eltern durften ihre Kinder mitbringen, solange sie keinen Alkohol tranken.) Dämpfer Nummer 3: Stuart trug Freizeitkleidung. (Ich hatte nicht geglaubt, dass er etwas anderes als Anzüge in Plastikhüllen aus der Reinigung besaß, die wie eine Terrakottaarmee in seinem Wandschrank aufgereiht waren). Aber immerhin hatte ich einen kleinen Sieg errungen. So sehr Stuart im Anzug nach einem Haufen Geld aussah, so peinlich wirkte er in Alltagsklamotten. (Tja, wir Rockmusikfans sind auf unsere Art auch Snobs.) Zunächst einmal trug man kein Jeanshemd, sondern Jeans, und man schloss schon gar nicht den obersten Knopf (weiterer Punktabzug). Außerdem war seine Hose *senfgelb* (noch ein Punktabzug). Der Gipfel aber waren seine Slipper. (Ein absolutes No-Go in meinen Kreisen. Wenn sie wenigstens ausgelatscht gewesen wären!)

Hätte ich es nicht besser gewusst, ich hätte ihn für einen Undercoveragenten gehalten. Aber irgendwie imponierte es mir auch, dass er in diesem unpassenden Outfit so selbstbewusst auftrat. Das können wahrscheinlich nur Reiche.

»Schön, dich zu sehen!«, übertönte er den Lärm und umfasste mit festem Griff meine Schulter. (Wo zu Teufel war sein Aktenkoffer?) Sein Lächeln hatte fast schon etwas Entwaffnendes, und seine Lachfalten wirkten eher charmant als alt.

»Tut mir leid, dass wir zu spät sind.« Amber sah mich entschuldigend an. »Er hat Abendessen für mich gekocht und ...«

»Es hat eine Weile gedauert, bis sie es runtergebracht hat«, beendete Stuart den Satz für sie, während er zwei Lager und ein Himbeersoda am Tresen bestellte.

»Und was gab's Leckeres?«, fragte ich, nachdem wir einen Tisch gefunden hatten und er und ich uns peinlicherweise gegenübermaßen.

»Oh, nur ein paar Tentakel«, sagte sie. »Du hast richtig gehört, Tentakel. Alles voller winziger Saugnäpfe.«

Stuart lachte gutmütig. »Ein Spritzer Olivenöl, etwas fein gehackter Knoblauch – eine Delikatesse! Das nächste Mal servier ich dir Babyoktopusse, die haben ganz kleine, zarte Beinchen. Einfach köstlich!« Er küsste seine Fingerspitzen.

»Und dann sollte ich auch noch eine Auster probieren. Hast du schon mal Austern gegessen, Ethan?«

Damit mich Stuart nicht für einen unkultivierten Banausen hielt, wollte ich mir was aus den Fingern saugen, aber Amber, die mir offenbar Peinlichkeiten ersparen wollte, kam mir zuvor: »Es ist ungefähr so, wie wenn du im Winter hustest und dich an deinem Schleim verschluckst!«

Es schüttelte mich. Stuart verschränkte die Arme vor der Brust, bedachte Amber mit einem unergründlichen Lächeln und sagte: »Der Geschmack des Meeres!«

»Dann habe ich gemerkt, dass die arme Auster noch lebte. Sie

hat noch gelebt!« Amber würgte. »Stell dir vor, ich hab tatsächlich ein lebendiges, fühlendes Wesen runtergeschluckt. Und zwar ganz. Danach hat er mir so kleine graue Kügelchen vorgesetzt, die aussahen wie die Munition aus einem Luftgewehr. Wenn sie am Gaumen zerplatzten, schmeckten sie wie der Lebertran, den mir meine Mum früher jeden Morgen vor der Schule verabreicht hat.«

»Kaviar«, korrigierte Stuart sie sichtlich amüsiert. »Ich mache sie nur mit all den kulinarischen Genüssen vertraut, die sie noch nicht kennt.«

»Ich hab also praktisch mit einem Bissen einen ganzen zukünftigen Fischschwarm runtergeschluckt.« Amber tippte mir auf die Schulter, damit ich sie ansah. »Sehe ich irgendwie anders aus, Ethan?«

Ihr Kleid war aus einem groben Stoff und sah verdächtig handgenäht aus, genauso wie der schlaff herunterhängende, asymmetrische Schal, aber ich verkniff mir eine Bemerkung.

»Vor dir sitzt eine Vegetarierin. Ab sofort bin ich offiziell Vegetarierin. Gib mir einen Schluck, ich muss mein Hirn durchspülen.« Sie wollte nach meinem Bier greifen, aber ich zog es weg.

»Tut mir leid, aber dazu musst du noch zwei Jahre warten, Kleine«, sagte ich und beobachtete aus dem Augenwinkel, wie Stuart reagierte.

Mit einer schnellen Bewegung stand sie auf, schnappte sich den Bierkrug und trank einen großen Schluck. Stuart war sichtlich stolz auf sie – merkwürdigerweise schien es ihn überhaupt nicht zu stören, dass sie mit mir herumalberte, als wären wir Bruder und Schwester. Offenbar war er sich absolut sicher, auch ihrer Gefühle für ihn, und betrachtete mich nicht als ernst zu nehmenden Konkurrenten, ein Leichtgewicht, von dem so gut wie keine (vielmehr gar keine) Gefahr ausging. Falls er vermutete, dass ich etwas für Amber empfand, sah er darin höchstens eine jugenhafte Schwärmerei. Es schien ihm auch nichts auszumachen, dass sie sich mit mir treffen wollte; er

verstand wohl, dass sie die Gesellschaft von Gleichaltrigen brauchte, und opferte bereitwillig seine Zeit dafür, so wie ein Vater seine Tochter zu ihrer Klassenkameradin fährt, damit sie ein paar Stunden mit ihr verbringen kann. Wenn Amber meine Freundin gewesen wäre und sich ihm gegenüber so verhalten hätte, wäre unser Krach vorprogrammiert gewesen. Ich hätte es nicht ertragen, wenn sie mit einem anderen Mann herumgealbert hätte. Aber vielleicht zog sie deshalb einen älteren Mann mir vor, weil er einfach geduldiger und toleranter war?



DER SCHATTEN

Nie gab es eine Chance, Amber allein zu treffen. Die beiden waren nur im Doppelpack zu haben. Er war der dunkle Schatten an der Seite meines strahlend weißen Engels, den sie überallhin mitschleppte. Manchmal fragte ich mich, was Amber ihm wohl über mich erzählt hatte. Dass ich »bloß ein guter Freund« und wie ein Bruder für sie wäre? Ein nicht sehr erfolgreicher Jungautor, ein armer Filmstudent? Oder dass ich womöglich unter einer seltenen Krankheit litt und nur noch ein Jahr zu leben hätte? Denn aus irgendeinem Grund schien Stuart mich ins Herz geschlossen zu haben und kehrte mir gegenüber den väterlichen Freund heraus. Die Rollen waren von Anfang an klar verteilt: Er der Winner, ich der Loser, was mir irgendwann gehörig auf die Nerven ging. Ich hatte nicht vor, den Part des bemitleidenswerten Underdogs zu spielen, so viel stand fest, genauso wenig wie ich Lust darauf hatte, mich auf ein Fingerschnippen von ihm auf den Rücken zu werfen und alle Viere von mir zu strecken.

Wenn ich nicht energisch protestiert hätte, hätte er bei jedem Kneipenbesuch für mich bezahlt. Zugegeben, er machte das nicht, um den dicken Max raushängen zu lassen oder mich zu demütigen oder irgendwie zu bestechen, damit ich aus lauter Dankbarkeit Amber in Ruhe ließ. Als der Ältere von uns beiden hielt er das wohl einfach für selbstverständlich. Das war anscheinend so ein Generationending. Trotzdem bestand ich darauf, mein Essen selbst zu be-

zahlen, und knallte das Geld demonstrativ auf den Tisch. Ich ließ mich auch nicht davon abhalten, ab und zu eine Runde auszugeben. Nur so konnte ich halbwegs meine Selbstachtung bewahren. Und irgendwie hoffte ich auch, bei Amber zu punkten. Aber jedes Mal warf sie mir einen Blick zu, der mir verriet, dass sie mich durchschaute und es ihr lieber wäre, wenn ich meine paar Kröten zusammenhielt. Denn während ich mir gerade so ein paar Bier leisten konnte, hätte Stuart ohne mit der Wimper zu zucken den ganzen Laden aufkaufen können. Damals konnte man noch nicht mit einer kleinen Plastikkarte bezahlen oder an einem Automaten Geld abheben. Wenn man an Bargeld rankommen wollte, musste man schon zur Bank oder auf ein Postamt gehen. Vor jedem Treffen überschlug ich meine Barbestände. Ich wollte nicht gleich mein ganzes Geld auf den Kopf hauen, wollte mich aber auch nicht blamieren, wenn ich mit den beiden in ein besseres Restaurant ging und nur einen mickrigen Zehn-Dollar-Schein aus der Tasche zog. Und wenn ich auch noch zu spät bei der Bank einlief und sie schon geschlossen hatte, fühlte ich mich wie der Pechvogel beim Lustigen Leiterspiel, der bis ganz nach unten rutscht und rausfliegt.

Um meinen Geldbeutel zu schonen, schleifte Amber Stuart und mich zweimal in ein billiges Lokal, wo man Schulter an Schulter saß, wo auf jedem Tisch eine klebrige Ketchupflasche stand und die Leute keine Hemmungen hatten, ordentlich reinzuhauen. Auch in dieser ziemlich rustikalen Umgebung schlug sich Stuart wirklich tapfer, muss ich sagen. Ich meine, in solchen »Lokalitäten« musste man VOR dem Essen bezahlen, für den Fall, dass man es hinterher vergaß – oder einfach rausspazierte und so tat, als hätte man es vergessen. Stuart hielt sein Bacon-Sandwich mit spitzen Fingern, als hätte er Angst, es könne ihn beißen. Die braune Soße quoll hinten heraus und tropfte auf die Tischplatte. Wahrscheinlich aß er sonst nur Sandwiches, die von Jumbozahnstochern zusammengehalten wurden. In seiner Welt kleckste und klebte nichts. Eigentlich hätte mir seine Un-

beholfenheit in die Hände spielen können. Aber die Tatsache, dass dieser perfekt gekleidete, kultivierte Mann sein Möglichstes tat, um die Situation zu meistern, ließ eher mich alt aussehen. Als er uns versicherte, »was für ein Spaß« das alles für ihn sei – »Hier muss man sein Essen ja gut festhalten, damit es nicht abhaut!« –, wirkte er einfach nur charmant und souverän. Hätte ich versucht, seine vollendeten Manieren nachzuäffen, hätte das auf Amber nicht den gleichen herzerwärmenden Effekt gehabt, fürchtete ich. Im Gegenteil, hätte ich sie in so ein Lokal eingeladen, wäre ihr der fettige, versalzene Fraß wahrscheinlich ziemlich auf den Magen geschlagen. Aber mehr als das würde ich ihr nun mal nicht bieten können. Selbst die Möwen, die auf offener See über dem Mast seiner Jacht kreisten, wirkten um Welten eleganter als ihre tumben, lästigen Artgenossen am Kai, wo ich eines Tages mit Amber sitzen und den Jachten beim Aus- und Einlaufen zusehen würde. Wie das Lumpenproletariat der Möwenkolonie.

Doch es dauerte nicht lange, bis Stuarts reges Interesse für die Lebenswelt eines mittellosen jungen Mannes nachließ. Zu unserem letzten Low-Budget-Mittagessen gingen wir in ein verrauchtes Lokal am Hafen. An der Tür schlug einem ein penetranter Geruch nach gebratenen Zwiebeln entgegen, den man so schnell nicht mehr loswurde. Das wird wohl der Grund gewesen sein, weshalb Stuart vorschlug, »eine Auswahl von diesem und jenem, ihr wisst schon, so wie Tapas« zusammenzustellen und »mit ans Wasser« zu nehmen. Ich hatte noch nie etwas von »Tapas« gehört, war aber sofort einverstanden. Ambers Grinsen verriet mir allerdings, dass sie mich wieder einmal durchschaute. Als wir dann an der Princes Wharf standen, schien Stuart seine Idee schon wieder zu bereuen. Da man sich nur auf die Holzbohlen setzen konnte, zog er es vor, auf dem Steg auf und ab zu gehen, wobei er einen großen Bogen um die herumliegenden Essensreste machte. Vor einem Apfelbutzen blieb er stehen, fasste ihn am Stiel und warf ihn mit Todesverachtung in einen Ab-

fallbehälter. Aber Amber und ich waren jung und störten uns nicht an den Hinterlassenschaften unserer Mitmenschen. Wir hockten uns einfach auf dem Boden. Und wir waren nicht die Einzigen. Ganz in der Nähe saßen einige Büroangestellte. Die Frauen hatten ihre Röcke hochgezogen, um sich die Beine zu bräunen, die Männer hatten ihre Hosenbeine hochgekrempt – der Anblick ihrer Socken und behaarten Unterschenkel war allerdings nicht gerade erhebend.

Die »Tapas«-Variante lief darauf hinaus, dass wir die Pommes frites und die gefüllten Oliven einigermaßen gerecht unter uns aufteilten. Amber bekam den gebratenen Tofu, Stuart und ich die Fleischklößchen und Muscheln. Ab und zu hockte sich Stuart neben uns, um sich zu bedienen, und schlenderte dann kauend am Wasser entlang.

Amber hatte sich zurückgelehnt und ihren Rock hochgeschoben. Mit geschlossenen Augen hielt sie das Gesicht in die Sonne. Sie erzählte mir begeistert von ihren Fohlen und davon, wie sie sich entwickelten. Erst war die Kruppe höher als der Widerrist, und ein paar Wochen später war der Widerrist höher als die Kruppe, und immer so weiter – wie eine verrückte Wippe. Dabei machte sie mit der Hand eine Schaukelbewegung. Erst wenn sie ausgewachsen waren, stimmten die Proportionen wieder. Mein Blick wanderte von ihrem schmalen Handgelenk zu ihren grazilen Fingern, dann weiter über die seidig-glatte Haut ihrer nackten Beine. Es war wie damals am Strand, als es nur mich und sie gegeben hatte, nicht mich, sie und ihn. Da sah ich, dass sich Stuart tatsächlich hingesetzt hatte, nur ein paar Meter von uns entfernt, auf die Stufen, die zum leise glucksenden Wasser führten.

Ich glaube, dass er spätestens jetzt wusste, was ich für Amber empfand. Denn als ich ihm die Schachtel mit den Miesmuscheln hinhielt und flachste: »Du siehst aus, als könntest du noch ein paar Proteine vertragen«, musterte er mich abschätzig. Dann wandte er sich ab, holte irgendwelche Unterlagen aus seiner Aktenmappe und vertiefte

sich darin. Jedes Mal, wenn Amber versuchte, ihn in unser Gespräch einzubeziehen, gab er nur ein unverbindliches »mhm« von sich. Ab und zu wedelte er mit dem Arm, um eine aufdringliche Möwe zu verscheuchen, die sich aber nicht vertreiben ließ. Als sie sich noch einen Schritt weiter vorwagte, wahrscheinlich von dem schillernden Grün der Muschelschale angelockt, schleuderte Stuart ihr die Muschel entgegen und blaffte: »Dann nimm sie halt! Wenn du so scharf auf sie bist!«

Erschrocken fuhr Amber hoch und blickte verwirrt in seine Richtung. Ihr Unterkiefer zuckte, als sie seine versteinerte Miene sah. Zum ersten Mal zeigte sich Stuart von einer strengen, unversöhnlichen Seite, der er wahrscheinlich seinen beruflichen Erfolg verdankte. Ich wusste sehr wohl, dass Stuarts Ausbruch eigentlich mir gegolten hatte, und konnte nicht fassen, dass er mich so offen attackiert hatte. Na ja, nicht wirklich offen, aber trotzdem war sein Groll auf mich nicht zu übersehen und überhören gewesen. Vielleicht konnten die beiden auch nicht fassen, was gerade passiert war. Sie hatten die Köpfe voneinander abgewandt und starrten wortlos aufs munter plätschernde Wasser, während ich Stuart zornig anfunkelte. Eine Zeitlang herrschte eisiges Schweigen. Plötzlich stürzten sich kreischende Möwen auf unsere verwaisten »Tapas«-Reste. Keiner von uns machte auch nur die geringsten Anstalten, sie zu vertreiben.

* * *

Nach diesem Vorfall sah ich die beiden eine ganze Weile nicht. Und, ehrlich gesagt, fragte ich mich, ob ich sie überhaupt noch mal wiedersehen wollte, denn ich war es langsam leid, das fünfte Rad am Wagen zu sein. Die Tage tröpfelten dahin, ohne dass Amber etwas von sich hören ließ. Wahrscheinlich ging es ihr wie mir. Aber ich würde sie auf keinen Fall anrufen. Diesmal musste *sie* sich melden. Trotzdem stand ich manchmal vor unserem Telefon, das genau denselben Beigeton

hatte wie ein verdammtes Hörgerät, und beschwor es, endlich zu klingeln. Wenn ich dann irgendwann den Hörer hochriss, um zu testen, ob das blöde Ding überhaupt noch funktionierte, empfand ich das monotone Freizeichen wie eine persönliche Beleidigung.

Nachdem fast vier Wochen vergangen waren, steckte plötzlich etwas in unserem Briefkastenschlitz. Kein frankierter Umschlag, der auf dem üblichen Postweg hergefunden hatte, sondern einfach nur ein aus einem Spiralblock herausgerissenes Blatt. Wegen des zerflederten Rands war solches Schreibpapier in der Schule tabu gewesen. (Als wäre die Form wichtiger als der Inhalt. Dabei heißt es doch immer, dass man ein Buch nicht nach seinem Umschlag beurteilen soll.) Erst dachte ich, dass es eine Nachricht für Vicky wäre, von einer ihrer Freundinnen, die nicht viel *im* Kopf, dafür aber umso mehr *auf* dem Kopf hatten. Ich warf einen Blick darauf. »Hallo, Ethan«, stand da in einer zierlichen akkuraten Handschrift. Die Nachricht war von Amber! Nicht zu fassen, dass sie hier gewesen war! Ich fragte mich, wie unser Haus wohl auf sie gewirkt hatte. Wir wohnten in einer alten Villa im Kolonialstil, Baujahr 1902, ein eindrucksvoller Bau, solide Handwerkskunst mit allem Drum und Dran. Mittlerweile war sie allerdings ziemlich in die Jahre gekommen. Spätestens Mitte der Sechziger hätte man hier und da »ein wenig Hand anlegen« müssen, wie es ein Immobilienmakler beschönigend ausgedrückt hätte, aber stattdessen näherte sie sich unaufhaltsam einem Zustand, den jeder (außer einem Immobilienmakler) schlicht als »heruntergekommen« bezeichnen würde. Schließlich beschlossen Mum und Dad, das Haus in der Mitte zu teilen und eine Hälfte zu vermieten. Meine Eltern »rissen sich den Arsch auf«, wie Dad zu sagen pflegte, um unseren Teil einigermaßen in Schuss zu halten, aber manchmal waren neue Schuhe oder ein Zahnarztbesuch eben doch wichtiger als ein neuer Fußboden oder ein frischer Anstrich.

Und dann war da noch Mr. Pitts, der Mieter »von drüben«, wie Mutter sich ausdrückte. Seit dem Tag seines Einzugs ließ Mr. Pitts

das Skelett eines Morris Oxford in unserem gemeinsamen Vorgarten vor sich hin rosten – zwar auf seiner Hälfte, aber was änderte das schon? Angeblich handelte es sich um ein Restaurierungsprojekt, aber die Natur war ihm zuvorgekommen und hatte den Wagen in ein Gewächshaus verwandelt, in dem das Unkraut nur so wucherte. Mr. Pitts konnte sich auch nicht von einem Stapel alter Reifen trennen, den er meiner Mum gegenüber allen Ernstes als seine »Wurmfarm« bezeichnete. Schon als kleiner Junge hatte ich den starken Verdacht gehabt, dass er manchmal, wenn sein Klo verstopft war, mitten in der Nacht seine »Wurmfarm« aufsuchte, denn, mal ernsthaft, dieser Gestank konnte unmöglich von ein paar Würmern stammen!

Plötzlich kam mir unser Viertel wie die übelste Ecke auf dem Monopolybrett vor, irgendwo zwischen dem großen Fragezeichen, dem Gefängnis und der nackten Glühbirne des Elektrizitätswerks, das einem nie genug Geld einbrachte, um auf einen grünen Zweig zu kommen – was mich fatal an meinen Dad erinnerte.

»Hallo, Ethan. Wollte dich besuchen, aber es war niemand da. Hast du Lust, am Montag, 4. Juni, um 19 Uhr ins ManNan in der K’Road zu kommen? Lieben Gruß, Amber.« Leider hatte sie die Hausnummer nicht genannt. Die K’Road ist nämlich, anders als ihr kurzer Name, ganz schön lang.

4. Juni 1979

Es war der erste Montag im Juni, der Geburtstag der Queen. Na ja, es ist nicht wirklich ihr Geburtstag, der ist an einem anderen Tag. In Kanada feiert man ihn im Mai, in Australien eine Woche nach uns, und so geht es munter weiter durchs gesamte Commonwealth. Das erinnert mich irgendwie an den verrückten Hutmacher in »Alice im Wunderland«, der auch seine »Nichtgeburtstage« feierte. Nicht, dass Amber irgendetwas zu feiern gehabt hätte, obwohl es ein Feiertag war. Der Tag bot sich einfach an. Mit perfekt getimter Verspätung lief ich vor dem ManNan ein. Ich öffnete die zweiflügelige Glastür,

die mit Fotos von koreanischen Spezialitäten beklebt waren, und ging an klimpernden Bambuswindspielen vorbei in den dämmrigen Innenraum. Warme, nach Ingwer, Knoblauch und Krabben riechende Luft waberte mir entgegen. Gedämpftes Licht, jede Menge Gäste. Als ich Amber sah, die mit Stuart und einem Haufen Leute an ein paar zusammengerückten Tischen saß, fiel mir die Kinnlade runter.

Da entdeckte sie mich. Sie sprang auf und rief aufgekratzt: »Eee-thaan! Wie toll, dass du gekommen bist!« Dann kam sie wankend auf mich zu, fiel mir um den Hals und flötete »Danke!« Ich fragte mich, ob ich langsam Fortschritte machte bei ihr oder ob sie nur einen im Tee hatte. Aber da Stuart uns beobachtete, ließ sie mich gleich wieder los, schaltete einen Gang runter und stellte mich ihren »Aktivistenfreunden« vor. Sie hätte genauso gut das verdammte Alphabet herunterleiern können, denn ich nickte bloß, ohne mir auch nur ein einziges Gesicht, geschweige denn einen Namen zu merken. Ich dachte die ganze Zeit nur: Sie liebt mich! Das hatte ich schon bei unserer ersten Begegnung gespürt. Aber warum, zum Teufel, war sie dann noch mit ihm zusammen? Die Vorstellungsrunde endete bei Stuart. Wir sahen uns fest in die Augen und schüttelten uns die Hand. Offenbar nahm er mich jetzt als Rivalen ernst. Auf seine Aufforderung hin machten die Mädchen am anderen Ende des Tisches Platz für mich.

»Stimmt es, dass du Film studierst?«, fragte Mädchen Nr. Eins. »Willst du was trinken?«, fragte Mädchen Nr. Zwei und warf Mädchen Nr. Eins und Drei einen verschwörerischen Blick zu. Und da fiel der Groschen. Das Ganze war ein Verkopplungsversuch! Wer war wohl auf diese grandiose Idee gekommen? Amber? Stuart? Oder hatten sie den Plan gemeinsam ausgeheckt? Ich konnte förmlich hören, wie Stuart so was sagte wie: »Höchste Zeit, dass der arme Ethan eine junge Dame kennenlernt.« Ohne mich! Vielleicht sollte ich an dieser Stelle erwähnen, dass die Mädchen, die Amber zusammengtrommelt hatte, nicht nur hübsche Gesichter, sondern auch eine ganz

annehmbare Figur hatten. Eine war sogar ausgesprochen attraktiv. Wenn man eine Schwester hat, weiß man allerdings, wie viel Stunden Mädchen im Bad verbringen, um sich rauszuputzen. Ich war wirklich nicht wählerisch. Es war nur einfach so, dass Amber tief in mir etwas berührt hatte. Und deshalb konnte keine andere ihren Platz einnehmen. Genauso wie es unter hundert Puzzleteilen nur eines gibt, das an die *eine* Stelle passt.

»Ich arbeite gerade an einem Dokumentarfilm«, sagte ich, laut genug, dass es Amber hören konnte. »Über Vietnam.«

»Wow! Krieg ich ein Autogramm von dir?« Die Mädchen kicherten.

Mir entging nicht, dass Stuart mich vom anderen Tischende aus beobachtete. Ich sah zu Amber hinüber, die den Kopf gesenkt hatte und anscheinend ganz damit beschäftigt war, mit ihren Stäbchen ein Reiskorn in ihren Mund zu befördern. Sie musste meinen Blick gespürt haben, denn plötzlich hob sie den Kopf, verdrehte die Augen und streckte mir die Zunge heraus, auf deren Spitze sich nebenbei bemerkt das Reiskorn befand. Vielleicht wollte sie mich mit dieser Grimasse vergraulen, so wie die hässlichen Fratzen der Wasserspeier böse Geister vertreiben sollen. Aber gerade ihre verrückte, unberechenbare Art fand ich unwiderstehlich. Genau in diesem Moment drückte Stuart ihre Hand, richtete sich auf und wartete schweigend, bis Ruhe am Tisch eingekehrt war und ihn alle erwartungsvoll ansahen. Gleich, dachte ich, würde er ihre Verlobung bekannt geben.

»Ohne Amber und ihre unerschütterliche Liebe und wunderbare Unterstützung wäre ich heute Abend nicht hier«, sagte er und lächelte sie zärtlich an, worauf sie ebenfalls lächelte und verschämt den Blick senkte. Ich dachte, er würde sich ein Herz fassen und über den Tod seiner Frau sprechen, aber stattdessen sagte er nur: »Es ist jetzt achtundzwanzig Jahre her ...« Dann brach er ab.

Er schien es mit seiner Rede nicht eilig zu haben. Gedankenverloren starrte er auf den Zahnstocherspender aus Edelstahl vor ihm

auf dem Tisch und zog erst einen, dann zwei, dann drei Zahnstocher heraus.

»Ich war neunundzwanzig. Etwas älter als du, Ethan. Ich hatte ein paar Jahre im Büro einer Textilfabrik in Nottingham gearbeitet und ging dann 1951 an die Uni, um Rechnungswesen zu studieren und Finanzbuchhalter zu werden – ob in einer Behörde oder der freien Wirtschaft, wusste ich noch nicht. Aber ehe ich mich's versah, fand ich mich in Korea wieder. Dort bekamen Addition und Subtraktion eine ganz neue Bedeutung für mich. Stündlich, wenn nicht gar minütlich, musste unsere Mannschaftsstärke neu berechnet werden – immer dann, wenn man einen weiteren Kameraden im schlammigen Schützengraben liegen sah, mit einer Miene, so starr und bleich wie eine Totenmaske. Ich erhielt auch die eine oder andere Lektion in Bruchrechnung. Ein Arm weggeschossen? Bleiben drei Viertel von einem Mann übrig. Zwei Beine abgerissen? Bleibt ein halber Mann übrig. Versucht mal, drei Viertel und einen halben Mann zusammenzuzählen. Ich sage euch, ihr werdet niemals auf einen ganzen Mann kommen. Keiner entkam unversehrt. Jeder von uns wies nur noch Bruchteile des Mannes auf, der er einmal gewesen war – Bruchteile seiner Großzügigkeit, seines Anstands, seiner Seele oder was immer uns zu Menschen macht. Nichts fügte sich je wieder richtig zusammen.«

Dann kippte er mit ein paar fahrigen Handbewegungen sämtliche Zahnstocher auf den Tisch. »Niemand erinnert sich mehr an Korea«, murmelte er. »Unser vergessener Krieg. Alle erinnern sich nur an Vietnam.«

Er vermied es, irgendjemanden am Tisch direkt anzusehen, auch Amber ignorierte er, die ihn, wie mir nicht entging, mit feuchten Augen und zitterndem Kinn anblickte. Und da wurde mir klar, was für einen gefährlichen Einfluss er auf sie hatte. Schwer atmend begann er, die Zahnstocher nebeneinander auf den Tisch zu legen. Dann griff er sich einige heraus und knickte sie um, ohne sie entzweizubrechen, sodass sie wie Soldaten aussahen, die sich im Toteskampf krümm-

ten. Die Reihe der hingestreckten Opfer wurde immer länger, bis die ersten über die Kante fielen. Wir alle hielten die Luft an.

»Und wie ist der Krieg ausgegangen?«, fragte schließlich eins der Mädchen. Doch er nahm keinerlei Notiz von ihr, sondern knickte mit glasigem Blick, fast mechanisch, einen weiteren Zahnstocher um und legte ihn in Embryohaltung zu seinen gefallenen Kameraden. Wir warfen uns alarmierte Blicke zu.

»General MacArthur wollte unbedingt Atombomben abwerfen, am besten dreißig bis fünfzig Stück, wie an einer Perlenschnur aufgereiht – so hat er es ausgedrückt – direkt über der Mandschurei. Er fand, dass er und nicht Präsident Truman über die geeigneten Waffen entscheiden sollte. Und wir starrten auf die riesige Haufenwolke am Himmel und glaubten tatsächlich, die Ladung wäre abgeworfen worden. Einige haben sich vor Angst in die Hose gemacht.«

Er hob kapitulierend die Hände, als wäre er es leid, über sich und den Krieg zu reden. Dann fixierte er eins der Mädchen mit fiebrigem, starrem Blick.

»Sie wollen wissen, wie er ausgegangen ist, junge Frau?« Seine Stimme hatte jetzt etwas beunruhigend Sanftes. »Am Schluss kamen beide Seiten darin überein, die Grenze genau dort zu belassen, wo sie war. Aber bis zu diesem Moment hatte man einen blutdurchtränkten Erdklumpen nicht von einem schlammgespritzten Körperteil unterscheiden können, hatten sich Schützengräben in stinkende Massengräber verwandelt, hatte man mit spitzen, glühend heißen Bambusstöcken Geständnisse erpresst, waren Soldaten bei einem Reisbällchen pro Tag fast verhungert, während sich die Maden über die Wunden der Soldaten auf beiden Seiten der Frontlinie hermachten. Es war die Hölle auf Erden. Und das alles ohne wenigstens einen symbolischen Landgewinn von ein paar Metern. Wir waren wieder am 38. Breitengrad angelangt, einer wie mit dem Lineal gezogenen Grenze.« Und dann fegte er mit einer weit ausholenden Armbewegung sämtliche Zahnstocher, ob abgeknickt oder nicht, vom Tisch.

Einen Moment lang herrschte betretenes Schweigen, bis ein junges Mädchen, das schräg gegenüber von Stuart saß, vernehmbar seufzte, als wolle sie sich Gehör verschaffen. Zierlich, brünett, blasser Teint, rundes Gesicht, kurzer Pony und große runde Ohrringe. »Bitte, Daddy ... die alten Kriegsgeschichten will doch niemand mehr hören. Wir sind nicht mehr in England, es gibt keine Wehrpflicht mehr ... Die Welt hat sich verändert.«

Da kapierte ich, dass sie Stuarts jüngste Tochter war, Tanya, bei der Amber öfter übernachtet hatte. Wie auf Kommando fingen alle am Tisch gleichzeitig zu reden an, und im Nu entbrannten hitzige Diskussionen, von denen ich nur Gesprächsfetzen aufschnappte. Atombombe und Wasserstoffbombe, oberirdische Kernwaffentests auf den Atollen, die UdSSR der wahre Feind, in Neuseeland sicher, nirgendwo mehr sicher. Aber ich hörte nur mit halbem Ohr zu, denn ich war zu sehr mit dem beschäftigt, was Stuart da gerade veranstaltet hatte. Ich hatte die ganze Zeit geglaubt, meine Jugend wäre das Einzige, was für mich sprach, der einzige Trumpf, den ich in der Hand hielt. Doch jetzt hatte er mich selbst auf diesem Feld geschlagen. Plötzlich war er das Schwergewicht und ich das Federgewicht. Krieg, Folter, Verstümmelung, Hunger! Dagegen kam ich nicht an. Was war schon eine Kriegsdoku gegen einen echten Krieg. Von dieser Schlappe musste ich mich erst mal erholen. Es würde es verdammt schwer werden, mit ihm mitzuhalten, und ich fürchte, das wusste er auch.